Minkerle.

Ein ländliches Erlebnis. Von Bodo Wildberg.

Jetzt kann ich seinen Namen mit einiger Ruhe auf's Papier setzen. Mein Groll ist verraucht, ich habe ein Kreuz gemacht über die ganze Geschichte, und lächelnd seh' ich auf eine verlorene Sommerfrische, eine mißrathene Erholung zurück. „Legt's zu dem Uebrigen!"

Minkerle war schuld daran. Nicht nur am Verluste einiger friedlich schöner Wochen, sondern auch an einer dauernden Entfremdung zwischen Wirth und Gast. Der Draht ist zerschnitten zwischen uns und Hühnerfelde. Alte Freunde sind geschieden — wegen Minkerle. Trotz des scheinbar versöhnlichen Abschlusses und einer fast übermenschlich edlen Handlungsweise des Erzählers, die man jedoch in Hühnerfelde einfach selbstverständlich gefunden hat.

Minkerle war nicht — wie man nach dieser Einleitung vielleicht anzunehmen versucht wäre — ein junges Mädchen oder ein Kind mit blühenden Rosenwangen. Minkerle ist ein Hund. Es gab Augenblicke, da ich lieber hätte sagen mögen: Er war ein Hund! Aber wie ich bereits angedeutet habe, siegte meine bessere Natur, und Minkerle lebt noch mitsammt seiner Schuld und seinem moralinfreien Hundegewissen.

Also, wir waren auf's Land geladen, zum Rittergutsbesitzer Müller (so will ich ihn nennen). Man kannte sich schon seit Jahren, wir wußten gar nicht mehr, wie lange schon. Oft hatten sie uns gebeten, ein paar Wochen in Hühnerfelde zuzubringen. Immer war etwas dazwischen gekommen. Jetzt endlich sollte es sein. Wir freuten uns außerordentlich darauf.

Die Familie Müller bestand aus Vater, Sohn und Stiefmutter. Genau kannten wir nur eigentlich letztere. Das heißt, wir glaubten, sie genau zu kennen. Aber wir kannten ja Minkerle noch nicht. Wenn Goethe fragt: „Was weiß ein Mensch vom anderen?" so kann man mit noch größerem Recht ausrufen: „Weiß man, wie ein Mensch ist, solange man ihn nur ohne Hund gesehen hat?" Sage mir, was für Hunde du hast, und ich werde dir sagen, wer du bist.

Wir fuhren von der Bahnstation noch lange Zeit durch Felder und bogen endlich in einen Garten ein, dessen altmodische Blumenpracht uns bezauberte. Das Landhaus wies hier seine gute, warme, weinüberrankte Sonnenseite — die friedkündende, trügerisch anlockende Hälfte eines Janushauptes.

Auf der Veranda war die Gutsherrschaft versammelt, um uns zu empfangen. Vater Müller war ein freundlicher Weißbart von noch recht strammer Haltung. Sein Sohn erster Ehe machte auf uns den Eindruck eines weltscheuen Forstmannes, er trug sich auch wie ein solcher. Verwalterpflichten riefen ihn alsbald wieder auf den Hof. An Frau Müllers etwas herbe Züge mußte ich mich erst wieder gewöhnen. Aber ich erinnerte mich, wie herzlich gerade sie uns eingeladen, wie ehrlich und unumwunden sie stets die Grazie und den guten Geschmack ihrer jüngeren Freundin Charlotte — meiner Frau nämlich — bewundert und anerkannt hatte. Auch fand sie, daß unser Karlchen ein hübscher Junge sei, das war zwar ein dürftiges Lob (denn Karlchen ist eine Schönheit!) aber im Munde der ehrlichen, phrasenfeindlichen Herrin von Hühnerfelde bedeutete es nicht wenig.

Es ist eine Thatsache, die mir von Dichtern und Romanciers noch immer viel zu wenig berücksichtigt zu werden scheint: daß Gegenstände oder Personen, die uns beim Eintritt in eine neue Umgebung kaum auffallen, später eine dämonische, oft geradezu schicksalsschwere Bedeutung gewinnen. Der fette, schwarze Dachshund zweifelhafter Rasse, den Frau Müller bei der Begrüßung unter dem Arm trug, schien uns nur eine Zugabe — eine Quantité négligeable, wie die Diplomaten sagen, denen es in dieser Hinsicht auch manchmal am richtigen Spürsinn fehlen soll.

Zwar machte er sich beim Abendbrot schon in einer wenig angenehmen Weise bemerkbar. Meine durch geistige Arbeit und lange Eisenbahn- und Wagenfahrt ermüdeten Koofnerven zuckten jedesmal schmerzhaft, wenn das Thier durch ein erdbebenartiges „Wuff!" seine nicht abzumeßende Begierde nach einem Stück Kuchen kundgab. Herr Müller gab sich den Anschein des Tadlers: „Ein häßliches Vieh. Geben Sie acht, daß er Sie nicht beißt. Dachse sind heimtückisch." Zugleich aber blickte er mit Stolz und Zärtlichkeit auf den krokodilartig aufgesperrten Rachen des begehrlichen Lieblings.

Nun lebte eigentlich in unseren naiven Gemüthern eine stark dachshundfreundliche Gesinnung. Wir hatten den vergangenen Sommer in einem Forsthause verbracht. Dort lebte ein Dachs Namens Eppi, ein rassereines Thier mit großen, melancholischen Augen. Eppi hatte sich mit rührender Verehrung an meine Frau angeschlossen. Stets fand man ihn wedelnd vor ihrer Thür. Das prächtige, sauber gehaltene und kluge Thier war uns so lieb geworden, daß wir schon um seinetwillen dem ganzen Dackelgeschlecht sympathisch gegenüberstanden.

Die Erinnerung an Eppi minderte also mein Mißvergnügen. Zwar hatte Minkerle keine schönen, klaren, treuen Hundeaugen, sondern schmale, unsichere, blinzelnde, wie man sie mitunter bei falschen, berechnenden Menschen findet.

ereignete sich etwas Unerwartetes. „Hier herauf!" erscholl's wie ein Kommando, und Minkerle sprang im Nu auf den mageren Schooß seiner Herrin. Wir trauten unseren Augen kaum — doch ja — schlupp, schlupp, schlupp, er schlürfte Sahne aus ihrer Tasse!

Ein kleines, unheilverkündendes Wolkchen war schon vorher aufgezogen. Unserem elfjährigen Söhnchen war von mir infolge eingehender Lektüre über die Parasiten des Hundes auf's strengste untersagt worden, sich von Hunden lecken zu lassen oder sie mit der Hand zu füttern.

„Nun, Karlchen, gibt doch Minkerle ein Stückchen von deinem Kuchen!" wandte sich Frau Müller an den Knaben.

Karlchen wurde verlegen — sah mit zögernden Blauaugen hilfesuchend von Vater zu Mutter. Letztere sagte so leichthin:

„Du kannst es ihm ja hinwerfen!"

Karlchen that das. Ein unfreundlicher Ausdruck kam in die früh verwitterten Züge der Hausfrau. Es fiel mir zum ersten Male auf, daß sie unschön waren.

„Bist du ein zimperlicher Junge!"

Dem Herrn des Hauses, dessen Gehör bereits etwas mangelhaft war, entging dies Zwischenspiel vollkommen. Man setzte sich in eine Plauderecke. Minkerle lag auf dem Sofa zwischen Herrn Müller und meiner Frau. Das Gespräch drehte sich um Minkerle. Alle unsere trampfhaften Versuche, dem Schiffe einen anderen Kurs zu geben, blieben vergeblich. Wir erzählten von Berlin, von allem, was Hinterwälder wie Müllers interessiren konnte. Aber auf irgendeine unerklärliche Weise landete man immer wieder bei Minkerle, den Vater Müller mit einem Zipfel seines Rockes zugedeckt hatte. Er schien zu schlafen. Holder Wahn! Plötzlich fuhr er mit einem Ruck, der Frau Lotte beinahe vom Sofa schleudernd, zur Balkonthür hin, um einen vorüberstreichenden Dorfhund aus sicherer Höhe zu beklegeln.

Dieser Abend war vorbildlich für alle weiteren Abende, die wir noch in Hühnerfelde verbringen sollten. Manchesmal war Minkerle müde, streckte die rehfarbenen Läufe von sich und sah dann wirklich dem unvergeßlichen Eppi nicht ganz unähnlich, so daß uns wieder eine mildere Stimmung gegen den Hausgott beseelte. Aber Papa Müller konnte ihn nicht in Ruhe lassen: „Das Vieh ist gewiß krank! Minkerle, was fehlt dir denn?" Das ging so fort, bis der in seinen Hasenträumen gestörte Liebling mit dem bekannten bollernden Blaff und Ruck an die Balkonthür schrammte.

Doch herrlich war's dann, in den lavendelig altertümlichen Zimmern schlafen zu gehen. Wie ruhig war alles — Berlin schien eine Mythe — ich begann mich zu fragen, ob es wirklich existire oder nicht vielmehr eine zur „Fable Convenue" gewordene Erfindung der Journalisten und Schriftsteller sei. Ueber diesen Gedanken war ich eingedämmert, da traf ein gräßlicher Laut meine eben beruhigten Nervenfasern ...

„Wöff! Wöff!" scholl es unter unseren Fenstern.

„Blaff, blaff!" bellte es aus einer entfernten Ecke des Gartens.

Meine Frau fuhr aus dem ersten Schlummer empor. „Um Gottes willen! Was ist das?"

„Es ist — es sind die Wachthunde!" stöhnte ich zurück.

Vor einigen Jahren war in Hühnerfelde eingebrochen worden. Und seit dieser Zeit wurden allnächtlich zwei bissige Köter im Garten entfesselt. Von zehn bis in den grauenden Morgen entfesselten sie ihre segensreiche Thätigkeit, die darin bestand, daß sie auf das geringste Geräusch hin — und auf dem Lande gibt es immer Geräusche, seien es Schritte nächtlicher Wanderer, Stimmen von Nachtvögeln oder das Rascheln einer wildernden Katze — unter wütendem „Wöff! Wöff!" und „Blaff, blaff!" zum Gartenzaun stürzten.

Ein wahres Glück, daß Karlchen nach der Rückseite hinaus schlief und unter dem Bonne der kräftigen Luft jeglicher Störung widerstehen konnte. Charlotte und ich kämmten einander gegenseitig zwei Stunden lang mit dem elektrischen Kamm, den wir aus Babel-Berlin mitgebracht hatten. (Wir hatten auch Frau Müller ein solches Instrument verehrt, in der geheimen Absicht, die gute Dame ein wenig zu verschönern, doch hatte sie's mit schlecht verhehltem Mißtrauen angenommen, als ob Dynamit in dem metallenen Griff lauere.) Endlich wirkte die schlaftödtende Macht des Stromes, und wir sanken erschöpft auf's Lager hin.

Im süßen Halbschlummer der sechsten Stunde weckten mich alsbald wieder dumpfe, nur allzu bekannte Wuff-Wuffs. Natürlich Minkerle.

Papa Müller pflegte sehr früh aufzustehen und auf dem Hofe Verwirrung unter die Leute zu bringen, indem er seinem Sohn erbeblich in's Verwalterhandwerk pfuschte. Seine unabänderliche Frage am Morgen war: „Wo ist denn Minkerle?" Und jedesmal, wenn das Teufelsvieh von Dackel endlich irgendwo hinter den Kulissen verschwunden war, ertönte es alsbald aus dem Munde des alten Herrn: „Wo ist denn Minkerle?"

So ging's den ganzen Tag über.

Noch monderlang empfand Frau Lotte, die in solchen Dingen hochsensitiv ist, den Klang im Ohr. „Wenn ich verrückt werde," behauptete sie, „so werde ich mir einbilden, daß alle Leute mich fragen: „Wo ist denn Minkerle?"

Weit offene Fenster mit unschätzbarer Morgenfrische, der herzgleiche Duft der kleinen Blumen mit

der Entschuldigung heraufbrachte, es sei etwas spät geworden, man hätte erst das Minkerle suchen müssen. All das versetzte uns wieder in gute Laune. Wir würden es schon aushalten — vielleicht bellten die Wachthunde nicht immer so heftig. Oh, diese Frühstille, dieses holde Schweigen!

„Kiteritih!" erscholl es draußen. „Kokerakoh!" antwortete ein anderer Hahn, und „Uchühühüh!" trällerte ein Dritter in jugendlichem Diskant. Die reine Chanteclerc-Szene. Dreißig Hühner waren in den Garten gelaufen worden. Zum Schutze gegen diese Hennen und Hunnen hatte man die Malven- und Spätrosenbeete mit hohen Drahtgeflechten umgeben. Jetzt wußten wir uns den Namen Hühnerfelde zu erklären. Hundsweiler hätte allerdings noch besser gepaßt.

Doch im übrigen verlief der Vormittag unter Besichtigung der Kuhställe und anderer Attraktionen ganz leidlich. Karlchen ritt auf einem Arbeitspferde in den Schwemmteich und gerieth in Lebensgefahr: doch war das nur ein Zwischenfall, nicht halb so aufregend für Müllers, als wenn eins der Hühner abhanden gekommen wäre.

Wir zogen uns eben zu Mittag um, da vernahm ich auf der alten, ausgetretenen Eichentreppe, die hinter meiner Zimmerwand aufstieg, ein Getöse wie von stürmenden Raubrittern. Dann wurde die Ehzimmerthür wild aufgestoßen, und ein Getrampel, Geschnupper, Geschnaube ertönte, als sei eine Menagerie in den Speisesaal ausgebrochen.

Vorsichtig lugten wir durch die Vorhänge unserer Thür. Zwei riesenhafte Hunde umkreisten den gedeckten Tisch. Sie rieben ihre Schnauzen an den herabhängenden Tuchzipfeln, sie stießen sich an den Stühlen — es war grauenhaft. Mir fiel ein Bild ein, das ich in einer Abenteuergeschichte für die deutsche Jugend gesehen hatte: „Löwen überfallen einen Kaffernkraal".

Die beiden Ungeheuer waren Friedrichs, des jüngeren Müller, unzertrennliche Genossen, Anka und Rollo. Anka war eine fuchshararige Hühnerhündin reiner Rasse, Rollo ein Griffon unrein.r Rasse. „Ob rein oder unrein, schmutzig sind sie alle beide!" urtheilte Frau Lotte mit weiblicher Ungerechtigkeit. Sie kamen als Vorboten ihres Herrn, dem Müller senior und Frau sammt Minkerle auf dem Fuße folgten. Und nun begann ein Mahl, an das ich heute noch mit einem Grausen zurückdenke, wie es etwa Reisende befallen mag, die wider ihren Wunsch mit Kannibalen auf Fitschi getafelt haben.

Müller senior setzte seinem Freunde Rollo, der durch einen unregelmäßigen Haarausfall nicht eben verschönert war, gebratene Kalbsleber auf dem eigenen Teller vor. „Nicht jaulen, Rollo, das schmeckt dir! Das ist was für den guten Hund! Aber Ankerle soll auch was haben."

Es war nun Zeit für die Dame des Hauses, um ihrerseits für Minkerle zu demonstriren. Die leise Spannung zwischen Stiefmutter und Stiefsohn übertrug sich auch auf die Herren Hunde, und Minkerle saß meistens abseits auf dem Sofa, während die beiden großen Thiere die dargereichten Knochen knackten. Jetzt aber wurde er gerufen und mit einem Taubenflügel belohnt. Uns schwindelte. Das Schmatzen der drei Hunde, die Schrapnellfeuer der hin und her fliegenden Knochen und Fleischstücke erraten Teilerbeiten. Papa Müller betheiligte sich zwar nicht an der Thierfütterung, aber er verschlimmerte die Sachlage folgendermaßen: Wenn der Dackel sich endlich mit einem fetten Beutestück unter den Tisch zurückgezogen hatte, störte er durch folgendes Fragen: „Wo steckt denn Minkerle?", das Unthier aus seinem „Buen Retiro" wieder auf.

Das Menü wurde offenbar in erster Linie durch den Geschmack der hündischen Herrschaften bestimmt, denn die Redensart: „Das essen die Hunde sehr gern," kehrte in den nächsten Tagen mindestens ebenso häufig wieder wie die Frage: „Wo ist denn Minkerle?"

Dieses Geschöpf hatte den Tick, stets auf unerklärliche Weise zu verschwinden, wenn man sich zu einer Mahlzeit begeben oder einen Spaziergang unternehmen wollte. Dann wurden fliegende Boten nach allen Richtungen ausgeschickt, und bis das Thier aus dem Dorfe oder aus den Stoppelfeldern vom Wildern weggeholt worden war, stand die Suppe kalt da, oder die Zeit für den Spaziergang war vorüber. Denn man war pünktlich in Hühnerfelde — erschreckend pünktlich. Doch das gehört auf ein anderes Blatt.

Hätte man das verbrecherische Minkerle nach einer seiner Ausbrüchereien ordentlich durchgebläut, so wäre wohl die Frage nach seinem Verbleib nicht gar so oft zu stellen gewesen. Statt dessen wurde er von Papa Müller wie ein verlorener Sohn begrüßt. „Na, da ist er ja, da ist er ja", stammelte er im Rührtone eines vergeltenden Familienvaters.

Acht Tage waren vergangen. Ich sah zwar jeder Hauptmahlzeit mit Schaudern entgegen, aber die gute Luft, die landschaftlich reiche und schöne Umgebung sowie mancher gutmüthige Zug unserer Wirthe, namentlich Müllers des Jüngeren, mit dem sich Karlchen stark angefreundet hatte, hielt dem Minkerle-Kultus und dem ganzen Menagerieleben noch einigermaßen die Waage. Zwar wünschten wir oft, die türkische Regierung wäre hier in Hühnerfelde zuständig und schaffte Minkerle, Anka, Rollo und die beiden Wachthunde zu ihren antikapitulantischen Gelegen auf eine Insel im Marmarameer, — zwar

des Hausgesitzes die böse Hoffnung, der nachbarliche Revierförster habe seiner Laufbahn ein abschließendes Ziel gesetzt. Aber sonst vertrug man sich, obwohl Frau Müller unsere Gefühle mit zum Zwecke der Diebe ahnen machte. Da brach — an einem Sonntag — die entsetzende Katastrophe herein.

Der Vormittag war friedlich verlaufen bis auf ein ganz leichtes Intermezzo. Frau Müller sah es nicht gern, wenn meine Lotte mit rothem Sonnenschirm — beides war ja in Berlin längst verpönt, aber in Hühnerfelde erschreckte es noch als höchste Neuheit aus Sodom und Gomorrha — über den Hof ging. Das Roth konnten nämlich die Hühner nicht leiden, und gleich nach der Erwährung: „Was schmeckt den Hunden?" kam hier die Frage: „Was gefällt den Hühnern?" Nun trug Lottchen heute zeitlich den erwähnten Schirm und Gottel noch ein kirschrothes Band in ihren mutigerwachsenen Locken, was zum hellen Musselinkleide entzückend stand. Sie balancirte mit zierlichen Schritten über die Steine und Pfützen hin. Die Knechte, die im Sonntagshemd an der Stallthür lehnten, schienen jedenfalls die Abneigung des Hühnervolkes gegen Roth nicht zu theilen, denn sie schauten meiner Gemahlin mit seinem Grinsen nach, das auf dem Lande eine ritterliche Huldigung bedeutet.

„Du scheuchst mir schon wieder die Hühner, Charlotte." (Wenn sich Freundinnen „du" sagen, hat der Teufel allemal schon die Hand im Spiele.) „Und", fügte Madame Müller leiser hinzu, „mit dieser Schleife und diesen Tangschuhchen machst du dich nur den Leuten lächerlich; sie grinsen schon, wenn sie dich sehen."

Lottchen hätte am liebsten was Scharfes entgegnet; aber ein Blick auf unser Karlchen, der selig mit dem Kutscherjohn spielte, mahnte sie zu diplomatischer Duldsamkeit; wir wollten dem Kleinen seine Landfreude nicht verkümmern.

Doch es sollte geschrieben, daß über Mittag das Verhängniß seinen Lauf nehmen sollte.

Papa Müller, dessen Innerstheit die lauernden Gegensätze durch eine gewisse Altmännerharmonie auszugleichen pflegte, saß heute neben Unwohlsein auf seinem Zimmer. So waren außer uns und den Hunden nur Frau Müller und ihr Stiefsohn zum Essen erschienen. Das wechselseitige Ausspielen der Lieblinge nahm einen ungewöhnlichen Umfang an. Die Thiere wurden immer frecher, und als Minkerle unser Karlchen verführerisch an den nackten Knien kratzte, sah sich dieser veranlaßt, etwas vom Tische wegzurücken. „Gib ihm was von deinem Teller!" befahl die Hausfrau in dem schuldbewußten Ton jener, die für den Verbrecher mit seiner Majestät dem Kinde keine Ueberzeugung und Verbildung besitzen. Karlchen antwortete freundlich, aber bestimmt: „Ich möchte es lieber selber essen."

„Hast recht, Junge", äußerte Müller junior, pfiff seinen Tagelöhnern und empfahl sich.

Es schwebte Hirschduft in der Luft. Eine gurgelnde, fortlaufende Minkerle schleuderte den widerlichen Bissen.

Mit einem Satze war der Dachs auf Müller juniors Stuhl gesprungen, und bevor eine höhere Macht eingreifen konnte, hatte er seine Schnauze in Luttens Teller, und dann Müller brach in schallendes Gelächter aus.

Da verließ mich die Besonnenheit. Mit einem Griff packte ich den Verbrecher beim Halsband, erfaßte und vom Stuhle heraufgerissen. Dann wandte ich mich mitleidsvoll an Fräulein Müller: „Gnädige Frau, jetzt hoffe ich denn doch, daß Minkerle den hundertmal verdienten Kinns bekommen wird!"

Aber unsere Wirthin war ganz bleich geworden. Ohne weiteres hob sie die Dackel auf mit den Worten:

„Wenn man einen so ungezogenen Sohn hat, müssen man seine Erziehungsversuche doch erst an diesem bethätigen."

Nun war Karlchen, in unserer Gegenwart wenigstens, stets als Kavalier aufgetreten. Allerdings beichtete er mir später, als wir allein in Berlin waren, daß er in der Küche sein nicht unbeträchtliches Anschauungstalent unter dem Schlecht unbeschilten Jubel des Personals dazu verwendet hatte, Frau Müller zu tuschen, wie sie die Hühner füttre und die sonnigen Jüngstlichkeiten ihrer Seele an Minkerle verschwendete.

Diese alte Hundeseele hatte den frischen geschilderten Dummheiten Angemessen benutzt, um wieder einmal auf unbeschreibliche Art zu verschwinden. Alsbald kamen drei oder vier Leute um diese frühe Nachmittag, denn Minkerle mußte gefunden sein, denn Papa Müller anfing, sich nach ihm zu erkundigen.

An eine Stelle war auch diesen Vorkommnissen nicht zu denken. In übelster Stimmung stürmte ich den Wildern zu. Die Schinkert der kraftbaren Landschaft, die mitgenommen Sonnigkeiten mußten mich. Hier war unseres Bleibens nicht länger. „O Minkerle, Minkerle! Du wirst gar nicht so übel, wenn man dich nicht so arg verzogen hätte! Die Schuld liegt viel weniger an dir, du armes, armes Vieh, als an den unvernünftigen Menschen, die sich aus dir einen Götzen und einen Dummen geschaffen haben!" Mir monologisirte ich, während ich langsam die Lehne gewann. Die Wirthin, der Schwiegerin des Gutsherrn, so freundlich aus dem hohen Hausdach neben den wüsten Pappeln. „Leb wohl, ihr Felder, ihr geliebten Triften!" Minkerle bellte Sieger.

Doch was war das? Bell, bell, bell! Ich konnte diese Laute nur zu genau. Das Ungeheuer Minkerle befand sich wieder auf der Hühnerjagd. Bell, bell, bell! Und gerade jetzte er einen

jungen Hasen, die feige Kanaille.

Hinter mir stieg der Hügel noch weiter an und fiel, wie ich wußte, nach der entgegengesetzten Seite in schroffem Absturz zu Thal. Dort hatte sich schon einmal ein Hund bei der Verfolgung eines schlau hakenziehenden Lampe den Hals gebrochen. Sein Denkmal war im Garten von Hühnerfelde noch zu sehen.

Ein teuflischer Jubel erfüllte mein sonst so thierfreundliches Gemüth. Wenn Minkerle jetzt im Jagdeifer abstürzte, dann ist der schlimmste Stein des Anstoßes aus dem Wege, dann könnte noch alles gut werden.

Doch nein! Ich stellte mir vor, wie sich das Thier vielleicht nicht zu Tode fallen, sondern jämmerlich verletzen könnte. Ein Umschwung trat ein, rasch und folgenschwer. Ich eilte den Hügel hinan. „Hierher, Minkerle, hierher!"

Es war hohe Zeit gewesen. Obwohl er gar keinen Appell befaß, war der Hund doch durch mein plötzliches Erscheinen im verderblichen Laufe aufgehalten worden.

Und — o Wunder — noch athemlos von der Hasenhetze, wackelte er auf mich zu und leckte mir die Stiefel.

Dann folgte er mir hinab nach Hühnerfelde.

Ich erwartete ein Uebermaß von Freude, Rührung und Dankbarkeit, als ich berichtete, wie ich den Sünder gerettet. Statt dessen sagte Frau Müller blos: „Also sehen Sie nun, wie klug mein Minkerle ist? Aber Ihre Frau sprach was von Abreisen, das kann doch Ihr Ernst nicht sein?"

„Doch, gnädige Frau! Wenn ich jetzt ohne Minkerle vor Ihnen stände, dann könnten wir vielleicht zögern. So aber — bitte, lassen Sie morgen früh anspannen, wir fahren mit dem ersten Zuge nach Berlin."

Wie er sich einschätzt.

In einem New Yorker Kinderkrankenhaus, welches Miß Gladys Vanderbilt häufig zu besuchen pflegte, um die kleinen Patienten durch Obst oder Blumen zu erfreuen, wurde ihr eines Tages ein kleiner Bursche als äußerst ungehorsam vorgestellt. Die Pflegerin wußte nicht mehr, was sie mit ihm anfangen sollte.

Miß Vanderbilt unterhielt sich ein Weilchen mit dem kleinen Kerl und sagte schließlich zu ihm:

„Hör' mal! Ich habe erfahren, daß du sehr unartig bist. Du sollst mir nun versprechen, dich zu bessern. Wenn du eine ganze Woche lang artig bist, schenke ich dir einen Dollar, wenn ich wiederkomme."

Der Junge versprach, das Braversein zu versuchen, konnte aber sein Versprechen nicht halten; er war zu lebhaft. — Als Miß Vanderbilt wiederkam, setzte sie sich gleich an sein Bettchen und sagte:

„Ich will die Pflegerinnen nicht fragen, wie du dich die Woche hindurch geführt hast; du sollst es mir selbst sagen. Nun, was meinst du: hast du den versprochenen Dollar verdient?"

Der Junge rungelte nachdenklich die Stirn. Er suchte offenbar nach einem Ausweg aus dem Dilemma. Plötzlich erhellte sich sein Blick. Er blickte der Dame voll in die Augen und sagte:

„Jehn Cents kannst du mir schon geben!"

Thongefäße statt Eisschränke.

Heutzutage betrachtet man meistens die berühmten mexicanischen Thongefäße aus den Tagen der Azteken, oder ihre neugestellten Nachahmungen, nur als Curiositäten und Zierwaaren. Aber viele von ihnen dienen noch jetzt an Ort und Stelle wichtigen praktischen Zwecken.

Namentlich gilt dies von den Gefäßen, welche in Guadalajara (neuerdings fast nur in Verbindung mit der tenghaulichen Ausbeutung genannt) fast ungezählten Generationen hergestellt worden. Dieselben bestehen aus einer besonderen Art leichten und sehr porösen Thones, welcher noch in keinem anderen Theile Mexico's gefunden worden ist. Die Eingeborenen nennen solche Gefäße „la loza fria de Guadalajara" (Kalt-Töpferwaaren von Guadalajara), weil dieselben in hohem Maße die Eigenschaft besitzen, Wasser ohne Zuhilfenahme irgend eines sonstigen Mittels lange Zeit kühl erhalten zu können, lediglich mittels der starken Ausdünstung, welche durch die Seiten der Gefäße erfolgt. Daher dienen diese Gefäße, in sehr bedeutender Größe hergestellt, oft als ziemlich vollkommener Ersatz für unsere Eisschränke. Im Prinzip hat man Aehnliches u. A. auch in Indien, aber unter Mitbenutzung feuchter Tücher, welche über das Gefäß gehängt werden.

Diese Gefäße erhalten keine Glasur; denn damit würden die Poren ja zum guten Theil verstopft werden; aber sie werden polirt, und es wird mit besonderer Lack aufgetragen, der selber eine Art Lehm ist und allerhand Farben annehmen kann. Zum Theil ist diese Kunst schon seit der Zeit vor der Entdeckung Amerikas noch in denselben Familien.

— Manchem ist das Steckenpferd eines andern die beste Milchkuh.

— Wenn die Menschen hochkommen, bildet der Gipfel meistens — die Nase.

— Im Rausch sieht man alles doppelt, nur nicht, daß die Wirthe dann mit doppelter Kreide schreiben.

— Gemütlich. Bauer (zum Durchpassirten im Gasthaus): „Warum trinkst du denn 's Bier so hinein? Hast denn kei' Zeit, es ordentlich zu trinken?" Polizist: „Na, — ich muß mir schnell a Kaffee! antrinken — im untern Dorf is a Raufereei, und da soll ich Verhaftungen vornehmen!"

Der gekränkte Polizeihund.

Murzuk verdankte seine Karriere einem Zufall, der sein bedeutendes Talent enthüllte. Er verbrachte sein Dasein beschaulich und friedlich bei einem Fleischermeister. Dort lag er einst in heißer Mittagsstunde, während die Straße vollkommen leer war, hinter der offenen Thür im Laden und schlummerte gleich seinem Herrn und Meister, der in einem bequemen Lehnstuhl am Tisch sein Verdauungsschläfchen hielt.

Diese Gelegenheit benützte ein kecker Spitzbub', sich erst die Taschen mit guten Würsten anzustopfen und schließlich sogar noch einen kühnen Griff in die Ladenkasse zu thun. Dann entfloh er, und der Beraubte entdeckte erst eine halbe Stunde später, als er erwachte, den verübten Frevel.

Nun aber zeigte sich die bis dahin verborgene Begabung Murzuks in glänzendem Lichte. Vor versammelter Polizei und Nachbarschaft, die beide rathlos dem unerhörten Verbrechen gegenüberstanden, brachte er plötzlich aus einer Ecke ein nicht mehr ganz sauberes rothes Schnupftuch hervor, das der Dieb im Eifer des Anfüllens seiner Taschen unbemerkt verloren hatte. Murzuk beschnüffelte das Tuch eine Weile, bellte dann vergnügt, faßte das Korpusdelikti und stürzte damit aus dem Laden — die hohe Polizei und die Bürgerschaft in Eile und Aufregung hinterdrein. Durch Straßen ging's und Gassen, über Plätze und Wiesen bis an das Stadtthor, wo Murzuk vor einem verrufenen Häuschen stehen blieb und lebhaft an der Thür kratzte. Dort fand man denn nun einen Gauner, einen schon längst in üblem Ansehen stehenden Burschen, der eben daran war, seine Beute auszupacken. Er wurde festgenommen und im Triumph durch die Stadt geführt. Murzuk als Sieger folgte ihm hocherhobenen Hauptes.

Unmittelbar darauf geschah seine Anstellung im Polizeidienst. Sein Herr und Meister weinte Thränen der Rührung über die Ehre, die so seinem Hause widerfuhr. Die ganze Bürgerschaft empfand große Freude und fühlte sich in ihrem Sicherheitsbewußtsein gehoben — kurz, Murzuk war eine der populärsten Persönlichkeiten in der Stadt. Wo man ihn sah, begegnete man ihm mit Anerkennung und einem gewissen Respekt. Nur die Spitzbuben schauten scheel nach ihm, und seine Rassegenossen beneideten ihn mit Neid und Eifersucht.

Er hatte auch sehr schöne Erfolge zu verzeichnen und fand in allen Fällen, an deren Verzwicktheit menschliche Kombinationsgabe scheiterte, die Spuren der Verbrecher.

Mit einem Male aber schien sein Glück zu Ende. Hintereinander wurden in mehreren Prozessen die Angeklagten freigesprochen, die man mit seiner Hilfe zu überführen hoffte. Entweder versiegte sein Talent oder er begann, nachlässig zu werden. Schon sah man ihn auf der Straße schief an. Seine Vorgesetzten ließen es an Ermahnungen und tadelnden Worten nicht fehlen, d. h. in der Amtssprache: Er bekam „Nasen". Die Privathunde kläfften ihn höhnisch aus.

Er aber, im Gefühl verkannter Unschuld und treuerfüllter Pflicht, ging still und ruhig seinem Berufe nach — wenn er auch jedesmal erhebliches Herzklopfen verspürte, so oft er zu einer Verhandlung kam.

Heute stand wieder ein Schwerverbrecher vor Gericht, den er überführt hatte. Es war ein besonders wichtiger Fall. Die Sitzung dauerte schon mehrere Stunden. Alles harrte mit größter Spannung auf das Ergebniß.

Murzuk selbst, der von seinem Wachtmeister vorgestellt worden, war wieder herausgeführt und stand nun vor der Saalthür. Mit schiefem Kopf und gespitzten Ohren lauschte er. . . .

Da öffneten sich plötzlich die Pforten. Der Angeklagte, der Vertheidiger, Gerichtsdiener und Schutzleute, die Zuschauer und die „Freunde" des Schwerverbrechers quollen heraus.

„Freigesprochen! Frei!" rief alles durcheinander. Gratulationen hüben — zornige und spöttische Bemerkungen drüben.

Murzuk stand einen Augenblick starr.

Dann stürzte er davon durch den Schimpf und Hohn der Menge, durch die Reihen seiner Standesgenossen, die ihn vor dem Gerichtsgebäude erwarteten und schadenfroh umbellten.

Seine Ehre — sein Ansehen — sein Vertrauen — sein Pflichtgefühl . . . . Alles war vernichtet.

Straßauf, straßab jagte er bis in jene stille Gegend, wo einst seine Wiege stand. Wieder war es eine einsame Mittagsstunde wie vordem — wieder schlief sein früherer Herr und Meister ruhig hinter dem Ladentisch. Und wieder nahte die Schuld — diesmal aber in Murzu's eigener Gestalt.

Er war durch das Unheil vollkommen demoralisirt worden. Ein vorsichtiger Blick — ein Sprung — ein Schnappen, und mit der größten Wurst rannte er von hinnen . . .

— Reflexion. Besucher: „Scheint auch 'ne neue Familie zu sein; das Baby in der Wiege spielt schon mit dem Strafgesetzbuch".

— Mißverständniß. Ein Landmann kommt in die Hauptstadt, um dort wegen eines Leidens einen berühmten Professor zu consultiren. Als er bei dessen Wohnungsthür steht, sieht er eine Tafel und darauf geschrieben: „Komme in einer Stunde wieder." Verblüfft starrt er die Tafel an und bricht dann in die Worte aus: „Na, jetzt soll mit do a Mensch sag'n, woher der Professor gewußt hat, daß i kumm, weil er mi in amer Stund wieder herb'stellt!"

Die Wette.

Humoreske von Adolf Thiel.

Die Räume des Offizierkasinos in der russischen Garnisonstadt Permsk füllten sich allmählich. In einer der Gruppen, die sich gebildet hatten, sprach man über einige hierher versetzte Kameraden; gewöhnlich wußte man von ihnen nichts als die Namen, doch diesmal schien eine Ausnahme stattzufinden.

„Haben Sie schon vom Kameraden Schinski gehört?" fragte Oberleutnant Seliphan die Umsitzenden.

Die meisten verneinten, nur einer sagte: „Ja, er soll soviel Glück im Wetten haben," und ein anderer, der Leutnant Drobaschkin, rief: „Allerdings, habe davon fabelhafte Sachen gehört."

In diesem Moment trat der Oberst ein und hörte den letzten Ruf. Nachdem er den Grüßen gedankt hatte, nahm er bei den Herrn Platz und fragte: „Was für fabelhafte Sachen haben Sie denn gehört, Herr Kamerad?"

„Ueber unseren neuen Kameraden Schinski, Herr Oberst!" erwiderte der Leutnant. „Er soll im Wetten kolossales Glück haben."

„So, wissen Sie etwas näheres davon?" fragte der joviale Oberst. „Dann bitte, schießen Sie einmal los!"

„Einmal wettete Schinski", erzählte Drobaschkin, „gelegentlich einer überaus fidelen Weinkneiperei mit Kameraden, er würde imstande sein, jetzt noch zusammen mit einem Kameraden einen Eimer Bier zu leeren. Natürlich allgemeiner Widerspruch, man wettete! Der Eimer Bier wurde gebracht. Schinski entfernt sich, um seinen Kameraden zu holen, und mit wem kehrt er zurück? — mit seinem Pferde. Dem hatte er zuvor tüchtig Salz gegeben, er schöpfte sich dann ein Gläschen Bier aus dem Eimer, und mit dem Reste — wurde der durstige Kamerad bald fertig."

Man tauschte noch seine Meinung über den originellen Wettkünstler aus, als sich die Thür öffnete.

Ein junger Offizier trat herein, eine schlanke Erscheinung mit intelligentem Gesicht, in dem die lebhaften dunklen Augen besonders auffielen.

Der Eingetretene, der soeben erst im Ort eingetroffen war, stellte sich vor: „Leutnant Schinski!"

Die Kameraden konnten eine gewisse Ueberraschung nicht verbergen. Bald wurde dann auch mitgetheilt, daß soeben von ihm die Rede gewesen sei, und zwar wegen seiner glücklichen Wetten.

„Gestatten mir die Herren Kameraden ein Wort", sagte Schinski. „Ich war in meiner letzten Garnison nicht der einzige bei uns, der wettete. Da hatten wir kürzlich einen originellen Spaß. Ein guter Bekannter, ein Rentier Pluschkow, wettete, er wolle mit verbundenen Augen Nachts vom Hotel Adler bis in seine etwa 10 Minuten davon entfernte Wohnung gehen. Die Wette wurde angenommen, und er gewann sie auch, hatte eben gute Ortskenntniß, muß in seinem früheren Leben Jagdhund gewesen sein. Wir hatten aber die Sache nun folgendermaßen eingewickelt: Pluschkow ging um Mitternacht mit verbundenen Augen durch die Straße, er wußte aber nicht, daß hinter ih